

Der Sonntagsgast.

Der Professor Dr. Sörgelich, dessen Untersuchungen über das „ei“ bei Homer durch ihre „profunde“ Gelehrsamkeit das Entzücken jeder philologisch geschulten Seele bilden, war, so seltsam diese Behauptung erscheinen mag, auch einmal ein Kind. Aber ein ungewöhnliches, ein tiefes Kind. Schon als Säugling konnte es Stundenlang ruhig daliegen, den Blick auf den Nabel geheftet — eine Beschäftigung, welche in Indien bekanntlich jedem, der als Dichter etwas leisten will, für pflichtgemäß gilt. Im Lande der Rosenblumen spricht man dazu noch das Wort „Om“. Bei unserm kleinen Sörgelich lautete es „Ham“. Behaupteten auch nuchterne Gemüther, daß er damit nur seinen Durst nach Milch habe abzutreiben wollen, so bin ich doch der Ueberzeugung, das Knäblein habe damit etwas viel Tieferes gemeint.

Schon mit fünf Jahren war er in der Schule und ein ungewöhnlich wahrer Kind. Die erste Fibel mit dem Bildchen nahm er mit in das Bett und mit zu Tisch. Besonders aber fesselte ihn das gezeichnete Ei auf dem ersten Blatt, darunter die zwei Buchstaben „e“ und „i“. Wir, welche sein großes Werk kennen und staunen bewundern, sind im Stande, schon in diesem Zuge das tastende erste Wirken des unbewußten Genius zu erkennen, welcher im Ei die Ursache des spätern Ruhmes ahnte. Auch die merkwürdig stark entfaltete Liebhaberei für Eierkuchen gewinnt von diesem Standpunkt des Seelenforschers eine tiefere Bedeutung.

Alles, was in den Kleinen an Thätigkeit vorhanden war, vereinte sich auf die Ueberwindung der Schulaufgaben. Mit derselben Leidenschaft, mit welcher er zuerst die Anfangsbuchstaben des Lesens betrieb, widmete er sich später den alten Sprachen und den andern Fächern. Er erwarb sich, obwohl nur mäßig begabt, fast immer den ersten Platz und war am größten in dem, was uns andere oft zur Bewunderung brachte, in der Sprachlehre. Da gab es keine Fußnote in Kleindruck, die er nicht auswendig gelernt hätte, und er erhielt er bei einem gelegentlichen Besuch des Schulraths einen langen Satz zum „Berlegen“, dann strahlte er vor Glück und ließ den Vorn seines Wissens fließen, während wir glotzend dasahen.

Aber trotzdem spielte er keine hervorragende Rolle: er war furchsam, tobt nicht mit uns und war auf dem Turnplatz zu nichts zu drängen. Der „Traumich nicht“ — so hieß er unter uns Jungen — konnte nicht einmal einen Wankausgleichung auf dem Reck fertig bringen. In diesem Vornur für uns vierzehnjährige Herren der Schöpfung das größte Maß von Ehrgeiz. Legte er die Bücher fort, so war er ein hilfloses Menschenkind. Und die Mutter, obwohl selber eine sehr thätige Frau, konnte keinen andern Gedanken, als den Jungen zu pflegen und ihn vor jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt zu bewahren.

Traumich nicht wuchs heran, aber nur in die Höhe. Wir behaupteten immer, er läge Nachts zwischen zwei Blättern der großen griechischen Grammatik und über diese ein Beschlüß, denn sonst sei die Flugschnelligkeit seines Körpers einfach nicht zu erklären. Aber in der Grammatik schlief er uns doch und schloß das Gymnasium mit „Auszeichnung“ ab.

Als er nun die Hochschule besuchen sollte, konnte er die Vorstellung, nun allein leben zu sollen, einfach nicht fassen. Mittags in ein Speisehaus zu gehen, die Gerichte allein auszuwählen zu müssen; Abends wieder dasselbe; nicht wissen, wer einen Knopf annimmt — sein Gehirn wirbelte. So entschloß sich die Mutter, mit ihm zu überleben.

Wie er auf der Lateinschule gelebt hatte, ebenso lebte er nun dort. Daß es außer den Büchern noch andere nützliche und angenehme Dinge gebe, wie fröhliche Gesellen, Verzeihungsmomente, glänzende Mädchenaugen — das kam ihm nicht in den Sinn. Bücher, Professoren, Mutter und wieder Bücher, in diesem Kreis bewegte er sich unablässig. Sein großes Arbeitszimmer war bald bis oben mit alten und neuen Ausgaben der alten Dichter und Schriftsteller gefüllt; dann kam ein Büchergefell auch in das Speisezimmer, dann in das Wohngefell der Mutter. Es schien förmlich, als ob jedes Buch immer ein neues gebäre. Nur diese kleine Annahme — doch alle Annahmen sind ja lächerlich — vermochte das unheimliche Anwachsen der Bücherei zu erklären.

So vergingen die Jahre. Sörgelich läßt eine Preisaufrage: „Ueber den Einfluß des griechischen Satzbau auf den römischen“, und machte seinen Doctor mit einer höchst gelehrten Abhandlung. Da plötzlich starb seine Mutter. Er war trostlos und wäre zu Grunde gegangen. Aber der liebe Gott beschloß Alle, welche eine große Aufgabe, und sei es auch eine grammatische, nach dem Weltplan zu lösen haben.

Die Verstorbene hatte eine Jugendsfreundin besessen, ihr an Thätigkeit ähnlich. Diefelbe, Wittwe eines höhern Beamten, Frau v. Alben, war als Mädchen unter dem Ehrennamen der „Custatiner“ bekannt gewesen. Sie und deren Tochter, schlanker zwar, aber auch von demselben Schlage, lebten auch in der Stadt und bildeten den fast einzigen Verkehr der Mutter des Gelehrten. Frau Sörgelich hatte der Freundin nebst einem immerhin angenehmen Betrag barem Geldes auch den Sohn „vermacht“ und schon vorher Alles häßlich angeordnet. So zog denn mein Schulfreund zu Frau v. Alben mit der nöthigen Einrichtung und mit allen, allen Büchern.

So konnte er denn in gewohnter Weise

weiter leben. Er erhielt pünktlich das Frühstück und die sonstigen Maßigkeiten; er wurde zum Essen, Trinken und sogar zum Spazierengehen angehalten; niemals sah ein Knopf lose; die Lampen waren stets gefüllt und die Dochte beschritten, nie berührte eine Hand den Schreibtisch. Früher war er einfach dem Mutter, jetzt doppelt. Ein misstrauischer Mensch, welchem der Zufall den Einblick in das Verhältniß gewährt hätte, würde sicher auf den Gedanken gekommen sein, daß hier weibliche Staatskunst einen Streich beabsichtige. Und der Mann hätte Recht gehabt. Mutter und Tochter sprachen zwar über die Sache nicht, aber das haben zwei kluge Frauen in diesen Angelegenheiten gar nicht nöthig. Sie lächeln sich nur zuweilen verständnisvoll an und wissen Alles.

Und sie waren sehr klug. „Nur nichts überhastet“, darin lag ihre Staatskunst. Diese Frucht mußte einmal reif in den Schooß fallen. Und so ließen sie denn meinen guten Sörgelich reifen. Nichts, was sonst das Leben stürmen würde mit sich bringt, trat ihm nahe: er konnte hinwandeln wie ein Gott durch die Blumenfelder der griechischen Sprachlehre, konnte sich seine Sammlung von „ei“ bereichern, in der junge Custatiner half ihm sogar die Zettel und Bemerkungen — sie zählten nach Tausenden — in Ordnung zu halten.

Ich bin niemals darüber im Klaren gekommen, ob Traumich nicht in diesem Abschnitt seines Lebens zum Bewußtsein gekommen sei, daß Mann und Weib zwei verschiedene Pole der Menschheit darstellen. Die Worte Liebe, Heirath, Hochzeit u. s. w. kannte er sicher aus den griechischen Wörterbüchern; ich glaube sogar, er mußte, daß seine Mutter einmal verheirathet gewesen sei und auch Frau v. Alben. Doch aber er einmal um die Hand eines Mädchens anhalten sollte, daß er heirathen und Vater werden könnte, diese Vorstellung hat ihn — ich möchte es beschreiben — nie bestritten. Seiner unbewußten Zukunftsschwermüthe sicherlich viel mehr. Sie war es, die mit meiner Beihilfe den Herrn Doctor dazu anstachelte, sich als Dozenten niederzulassen. Er konnte es sich ja leisten — Vermögen zu besitzen ist ja fast unumgänglich nöthig, wenn man eine besessene Leuchte der Wissenschaft werden will.

Anfänglich war es ihm entsetzlich gewesen, den Herjaal zu betreten. Mit tiefem Erdröhnen öffnete er die Thür, stürzte hastig vor und stolperte jedesmal dem Besten der Rednerbüchse. Drei sprechen konnte er nicht, nur vorlesen. Umlänglich aber gewann er doch mehr Sicherheit, und da seine Vorträge für die jungen Philologen sehr bildend waren, auch mehr Zuhörer, als es gewöhnlich bei Dozenten der Fall ist, die noch nicht in einem Prüfungs-Auspruch sich und Stimme haben. Diese Erfolge erhöhten sein inneres Selbstgefühl; nach einem Jahre gewöhnte er sich das Erdröhnen beim Eintritt ab, nach dem zweiten ging er schon ziemlich langsam nach dem Rathgeber und nach dem dritten stolperte er nur mehr selten über die Stufen desselben.

Zu Hause hatte sich indessen wenig geändert. Traumich nicht lebte wie sonst in göttlicher Kummerlosigkeit weiter und dachte nur an sein großes Werk, welches langsam dem Abschluß entgegensteife. Er wurde, ohne es zu bemerken, jährlich ein Jahr älter, und Fräulein v. Alben wurde es auch. Aber sie bemerkte es; und noch mehr die Mutter. Wenn ich zuweilen Abends zur Theehunde erschien, so konnte ich wahrnehmen, daß die Hausfrau ihr Gespräch fast unmerklich auf Liebe, Ehe, Kinderregei und ähnliche angenehme Dinge brachte; wovon immer anfänglich die Rede sein mochte, das flüchtige der Unterhaltung ergoß sich stets wieder in den Hauptstrom: der Mensch muß heirathen. Sörgelich sah dabei, mit seinem unbefangenen Gesicht; ohne zu ahnen, daß Alles doch nur ihm gelte. Manchmal machte die Mutter eine Bewegung der Ungebuld, wenn Traumich nicht ihr stets Recht gab, aber dabei sich nicht weiter einließ. Und die Tochter sorgte inzwischen mit ruhrender Sorgfalt für den gelehrten Mann, welcher für jede Handreichung mit einer Verbeugung dankte, ohne den tiefsten Sinn der Nähe auch nur zu ahnen.

Mir war es klar, daß die Beschichte in dieser Art nicht bis in die achtbaren Puppen weiter gehen könne. War ich mit ihm allein, so brachte ich das Gespräch auf die Zukunft: er lächelte und dachte an sein Buch; ich schwärmte von hübschem Glück; er lächelte und dachte, daß er es ja besitze; ich pries die junge Alben; er lächelte und sagte, daß sie die vielen Zettel mit den Anmerkungen in förmlicher Ordnung halte. Er verstand doch auch mich nicht.

Endlich erschien das Buch. Die gelehrte Welt ließ es an Anerkennungen nicht fehlen, ja, es kam ein Ruf an eine andere Hochschule und infolge dessen die Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Frau v. Alben war jetzt entschlossen, den Baum zu schüttele, wenn die Frucht

nicht von selbst abfallen sollte. Die Tochter stand im 28. Jahre, und dem scharfen Auge der Mutter entging es nicht, daß sich hier und da Züge einfanden, welche auf die nahe Bedenkzeit des Altjüngers hinwiesen. Und das Mädchen mochte ähnlich denken. Es hatte stets gewußt, daß es nicht so schön sei, um dadurch einen Mann zu gewinnen, und es war auch genug weltersäher, um nicht das Loos armer Mädchen zu kennen.

Ich selbst hielt es für das Beste, daß jemand um Sörgelichs Hand anhielt, und Fräulein v. Alben erschien mir als dieser beste Jemand. Aber wie sollte die Beschichte in Fluch gebracht werden? Ich sprach mich denn endlich offen mit Frau v. Alben aus — es wird mir schwer, den Sach zu beendigen. Aber es muß sein: ich ließ mich in ein Rätsel spielen, welches den absonderlichen Sörgelich bewegen sollte, sich selbst in den rothen bedien Abgrund der Ehe zu werfen. Die beiden Hauptspieler des Stücks, welches ich in niederträchtiger Schläue entwarf, waren Frau v. Alben und ich — die „jungen Leute“ erfuhren nichts.

Eines Abends kam, als wir beim Thee saßen, ein Brief für die Hausfrau an. Die las ihn mit steigender Freude — auch, wie verstehen die besten Frauen Romane zu spielen! Die Tochter wurde neugierig, der Außerordentliche auch; ich machte ein unglückliches Gesicht und rührte in meiner Theatrolie. Die Wenschen sind doch sehr schlecht. Niemand hätte vermutet, daß ich selber diesen Brief entwarf und ihn hatte abschreiben lassen. Endlich theilte Frau v. Alben den Inhalt mit: eine halb verholene Lante schreibe, daß sie Rechte und Pflichten gern ganz bei sich haben möchte. Der Mann sei ihr gestorben, sie fühle sich einsam und brauche liebevolle Pflege für die letzten Jahre. Das Versprechen sollte dann auf die „liebe“ Rechte fallen.

Sörgelichs Augenbrauen begannen langsam zu steigen, dann senkten sie sich und eine Falte erschien zwischen ihnen. Ich sah, daß er sich Wähe gab, die Lage zu begreifen. So etwas ging bei ihm nicht leicht. Blödsinn aber erlaubte er „Aha“, dachte ich in meinem theatralischen Gemüthe, „Traumich nicht“ hängt an zu begreifen.

Und der Außerordentliche legte die Gabel hin und starrte auf Frau v. Alben mit ängstlichem Gesicht. Die Schlinge, die als merke sie nichts und sagte: Das ist ein Geschenk des Himmels! Damit ist ja alle Sorge für die Zukunft beseitigt! „Aber mein Gott“, unterdrückte sie sich, „der Professor!“

Der Professor suchte nach Worten, brachte aber zuerst nur dumpfe Wehlaute hervor. Endlich aber sprang er auf und begann im Zimmer herumzulaufen. „Mein Gott!“ Er rief die Worte mühsam hervor, „aber ich — beste Frau v. Alben — ich — ich kann ja doch nicht zur Tante mitziehen!“

„Nein“, sagte sie ganz ruhig, „das geht natürlich nicht. Aber, regen Sie sich nicht auf; ich sage Ihnen selbst eine Wirthschafterin. Nicht wahr? Aber heute wollen wir es lassen. Morgen ist auch ein Tag.“

„Morgen ist auch ein Tag!“ wiederholte Sörgelich dumpf, dann richtete er den Frauen die Hand und sagte ihnen — gute Nacht — er könne nichts mehr essen und müsse sich zur Ruhe sammeln. Ich wuschelte schnell einen Blick mit der Bereschworenen, nahm auch Abschied und folgte Sörgelich nach.

Der ging, die Hände ringend, in seinem Arbeitszimmer unter. Ich stündete mir in eine Ecke und sah mich auf ein Käsebrot, entschlossen, den Armen noch ein wenig mehr in Verzeihung zu bringen.

„Das ist eine scheußliche Beschichte!“ sagte ich.

„Entsetzlich, furchtbar!“ rief er.

„Was wirst Du anfangen, armer Kerl, ohne die Alben? ohne die guten, netten Alben!“

Er beschleunigte noch seine Gangart, fuhr sich durch die Haare und rief dann die Hände in größter Erregung.

„Ich weiß es nicht, weiß es nicht! Das ist entsetzlich!“

Mitleidlos schürte ich die Flammen. „Wie eine Mutter hat die Frau für Dich gesorgt! Und die Tochter! Die ist Dir ja fast wie eine liebende Frau zur Seite gestanden!“ Und nun holte ich zu den Hauptschlägen aus:

„Wie kann eine Haushalterin an Deinen Arbeiten Antheil nehmen! Oder gar den Zettelfalt in Ordnung halten! Was weiß überhaupt ein solches ungebildetes Frauenzimmer von der Bedeutung eines Zettels!“

Sörgelich blieb stehen, dann fuhr er mit beiden Armen in die Höhe und wandte zum nächsten Stuhl, auf welchem er gekniet zusammenstank.

In klager Berechnung schmeig ich eine Minute, während er herbredend seufzte. Jetzt erschien er mir in der richtigen Verfassung. Als ich mir der Gedante eben erst gekommen, sprang ich auf und rief: „Ich hab's, ich hab' ein Mittel, welches Dich von allen Verstärkungen erlöst!“

Er hob mit ängstlicher Spannung in den Augen den Kopf. „Fräulein v. Alben hat Dich gern beirathet. Sie zieht lieber zu Dir, als zu der Erbante!“

Sörgelich sah mich zuerst verbüßt an, dann aber floß ein Lächeln über sein Gesicht.

„Glaubst du, daß sie...“ „Natürlich glaube ich, daß sie dich nimmt.“

Einen Augenblick sah er sinnend vor sich, dann sprang er auf und lief davon — ich hörte ihn über den Flur ellen und in das Zimmer der Damen eintraten. Es dauerte einige Minuten, ehe ich mich gefaßt hatte, dann jedoch sprang ich dem Außerordentlichen nach.

Er stand vor Frau v. Alben und sah seinem Munde verzerrten schmerzlichen Schreie, welche sein grammatisches Herz sich sonst nie erlaubt hätte. Ich wäre — ich könnte — nein, so allein — unmöglich. Ich habe Sie gern, wie eine Mutter, d. h. — ach Gott! Und Elise — er wandte sich zu Fräulein v. Alben — wenn Sie — verzählen Sie, die Sache — ich bin — ach, wollen Sie mich heirathen?

Die Mutter hatte mir einen Blick zugeworfen, als dieses Wort gefallen war, jetzt öffnete sie die Arme, in welche Sörgelich wehrte sich als ich stürzte, dann führte sie ihn zu ihrer Tochter. Nun, Kinder, sprecht Euch aus! Mit solch einem Reht wandte sie sich zu mir, ergriff meinen Arm und zog mich aus dem Zimmer. Mir war es jetzt nicht ganz geheuer — wenn die Ehe unglücklich wurde, trug ich einen großen Theil der Schuld.

Das haben Sie ausgezeichnet gemacht! Ach, gnädige Frau, ich schäme mich doch ein wenig. Bei diesen Worten ergriff ich Frau v. Alben und war verschwunden, ehe Frau v. Alben noch antworten konnte. Mich beschäftigte auch die Wahrscheinung des plötzlichen Entschlusses; es schien mir sicher: Sörgelich hatte mit Aufbietung aller Kraft einmal gewollt, nun nur für sein Lebenlang nicht mehr wollen zu müssen.

Meine Verstärkungen waren überflüssig gewesen: die Ehe wurde eine in ihrer Art mühseligste, trotzdem sie zehn Jahre ohne Kinder blieb. Erst da ward ein Knabe geboren. Auch er liegt schon ein wenig in der jener Stellung wie einst sein Vater und sagt auch zuweilen „Ham“. Der Schlag der Sörgeliche dürfte also nicht aussterben.

Ich aber habe trotzdem meine Schwursfinger auf das große Werk meines Freundes gelegt und mir sehr vorgenommen, niemals mehr Jemandem weder mit ehelichen noch mit unehelichen Mitteln in den Ehestand zu gehen. Die Verantwortung ist doch viel zu groß.

Auf Feldwache.

Ein Erlebnis aus den Mandovertagen. Von A. von Raben.

Es war das schönste Mandoverterter, das heißt, der Regen goß in Strömen vom Himmel herunter und die armen Soldaten waren durch und durch naß, oder wie sie es selbst nennen, naß bis auf die eignen Sachen — die Haut! Aber doch war es schön! Denn ein Mandover ohne Regen ist wie eine Wölbe ohne Selt. Der Regen belebt die Gemüther und entwidelt den Humor, da ein Jeder das Seinige beizutragen sucht, um Stimmung zu machen.

Nur dem Lieutenant von Fethhausen war auf seiner Feldwache durchaus nicht humoristisch zu Muth; denn es war schon gegen sechs Uhr Abends, seit Morgens fünf Uhr war er im Gange und sein Magen knurrte ganz bedenklich. Einige Butterbrot abgeredet hatte er noch nichts gegessen. Ebenso ging es dem Fähnrich Neumann, welcher seiner Feldwache zugetheilt war.

„Döselmann“, rief Fethhausen.

„Herr Lieutenant“, antwortete der Burche.

„Du kannst jetzt mit Deinem Feldkessel zum Biquet gehen und dich beim Herrn Hauptmann melden. Das Essen wird wohl fertig sein und er hat mir gesagt, ich sollte es nur holen lassen.“

„Befehlen, Herr Lieutenant.“

Es ist wirklich ein Glück, wandte sich nun Fethhausen an den Fähnrich, daß der Hauptmann so für uns sorgt, denn hier auf Feldwache ist es doch Nichts mit dem Kochen und bei diesem Regen hat man erst recht keine Lust dazu. „Damit nahm er seine kurze Pfeife aus der Tasche und begann, nachdem er sie sorgfältig gestopft hatte, seinen Kerger und Mithum über die Feldwache und das schlechte Wetter in Dampf aufzulösen. Oern hätte er mit den Leuten Kartoffeln und Bräseeren gegessen, aber er zog es doch vor, seinen Hunger für die vom Hauptmann versprochenen Genüsse aufzuwahren. So wartete er lieber noch.“

Nach und nach begann es dunkler zu werden.

„Eine angenehme Feldwache“, murmelte er vor sich hin, „und dabei dieser Hunger; wo mag nur der Dursche bleiben?“

Da!... Horch!... Tritte!... Der Posten vor Gewehr ruft an: „Halt — Werda?“

„Döselmann!“ „Kann passieren!“

„Gottlob, daß Du mit dem Essen kommst“, rief Fethhausen ihm entgegen, „ist es noch warm?“

„Jawohl, Herr Lieutenant! Der Herr Hauptmann läßt...“ Die folgenden Worte gingen unter in einem Poltern, Blechgeflopfer und einem Wirrwarr schredlicher Fische.

„Am Gotteswillen, Döselmann, was ist denn passiert?“ Mit diesem Ausruf sprang Fethhausen auf und versuchte mit den Augen das Dunkel zu durchdringen.

„Ach!... Herr Lieutenant!...“ erklang es winselnd, „das schöne Essen... da liegt es nun... ich bin ja hineingefallen!“

„Du lieber Himmel... aber Döselmann!“ Doch Fethhausen konnte nicht böse werden beim Anblick des armen Burche, der im wahrsten Sinne des Wortes bei dem Regen wie ein besogener Kugel hinfand. Ja er mußte unwillkürlich lächeln trotz des Ernies der Situation; denn ihm klangen noch die Worte des Postens in den Ohren: „Kann passieren!“ „Ja!“ dachte er wehmüthig, es ist wahr — Kann passieren!“

So ermannte er sich denn bald und nach kurzer Zeit stand ein Feldkessel mit Kartoffeln am Feuer. Er wollte doch wenigstens nicht ganz hungrig zu Bette — Vorbon im Bimal heißt es — zu Strohe gehen. Endlich waren denn nun die Kartoffeln gar. Er setzte sich mit dem Fähnrich nieder. Etwas altes Kommissbrot war auch noch da; an Verhungern war also nicht zu denken. Eben wollte er den ersten Bissen zum Munde führen, da... Knatterattattattattatt! Lebhaftes Schützenfeuer in der Höhe der Doppelposten!... Der Feind machte einen nächtlichen Ueberfall!

Die Kartoffeln flogen zur Erde, der Säbel aus der Scheide. „An die Gewehre!“ — Laufschritt! — Marsch — Marsch! — und fort ging es wie der Wind.

Das Biquet rühte zur Unterstützung herbei, so wurde Gottlob der Feind geschlagen. Aber das Abendessen! — Mit Wehmüth klagte er auf dem Rückmarsche dem Hauptmann seine Noth. Der fühlte denn auch ein menschliches Mitleid und meinte: „Na, der Feind wird wohl so bald nicht wiederkommen; übergeben Sie denn fähnrich auf fünfzehn Minuten die Feldwache und kommen Sie zu uns in's Biquet. Etwas Essen können Sie noch bekommen... sonst kann ichs Ihnen aber auch schicken.“

„Gottlob! — Ja, es giebt noch gute Menschen“, murmelte Fethhausen dankesvoll dem Herzen, indem er der Feldwache wieder zuschritt. Aber das Essen schmeckt — Das wäre doch zu gefährlich gewesen. — Wochte der Fährnrich zusehen, wie er etwas zu essen bekäme. Kein! Dieses Mal wollte er sicherer — ganz sicher gehen. Es sollte ihm nicht wieder schief gehen! So übergab er denn dem Fähnrich das Kommando und eilte durch das Dunkel dem Biquet zu.

„Guten Abend, meine Herren! Aber, Herr Hauptmann, jetzt bitte Etwas zu essen; denn ich falle vor Hunger fast um.“

„Am Gotteswillen, Sie hier, Fethhausen? Eben ist mein Burche mit dem Kesse unseres Abendessens auf dem Wege zur Feldwache. Kehren Sie nur gleich um!“ rief ihm der Hauptmann entgegen.

Ein Angsthörer Fethhausen's war die einzige Antwort, dann verschwand er wieder im Dunkel der Nacht.

Endlich war das Essen nun aber doch in naßer Aussicht. Er näherte sich der Feldwache mit vollem Herzen und leerem Magen.

„Nun, Fähnrich, ist das Essen gebracht?“

„Ja wohl, Herr Lieutenant! Es hat vorzüglich geschmeckt!“

„So? Nun dann geben Sie mir reich meinen Theil. Mein Magen dreht sich fast um vor Hunger.“

„Herrn Lieutenant's Theil?“ fragte der Fähnrich etwas kleinlaut.

„Nun ja! Meine Hälfte vom Abendessen.“

„Oh!... Ich dachte, der Herr Lieutenant würde gleich im Biquet essen und da... ich... solchen Hunger hatte... so... habe ich... Alles...“

„Halten Sie ein...“ schrie Fethhausen, „Unglücksman!“

„Aufgelesen...“ vervollständigte der Fähnrich fast wimmernd.

„Auf...ge...essen.“ wiederholte Fethhausen mit geisterhaftem Blick. Dann sank er voller Verweirung neben dem Fähnrich in's Gras. Es war aus mit ihm. — Mit einem Stück trockenen Kommissbrot stülte er den unerträglichen Hunger, dann kroch er auf sein Strohlager, hüllte sich in seinen Mantel und schlief auch bald von Müdigkeit und Hunger überwältigt ein.

schon 4 Uhr Morgens, aber noch stockdunkel. Fethhausen erhob sich. Ach! Der warme Kasse, wie wird der munden, dachte er. Da kam schon Döselmann, in der einen Hand den Kessel mit Kaffee, in der andern den mit Waschwasser. Na! Das Waschen wäre bei dem Regen kaum nöthig gewesen, aber er wollte es doch lieber thun.

So suchte er sich denn in der Dunkelheit seinen Kessel und begann sich mit Todesberachtung zu waschen.

„Aber!... Was war denn das?... Das war doch kein Wasser? — Was hatte ihm denn Döselmann nur gegeben?... Himmel!... In der Dunkelheit hatte er die Kessel verwechselt und sich mit — dem Kaffee zu waschen angefangen!“

Der Kessel entfalt seinen Händen, mit ersterbendem Blick fiel er auf sein Lager zurück. Er schloß es mit inständigem Amen, im Raube der Götter war's beschlossen: Auf dieser Feldwache soll's ihm nicht vergdnt sein, den quälenden Hunger zu stillen!

Das neue Burghor in Wien. Der vor drei Jahren, vom Hoftheater kommend, dem Ring zuströbte, dem bot sich auf dem Michaelerplatz ein wohlthuend anheimelndes Bild. Er sah das alte Burghor im linken Winkel mit dem „historischen Panzer“, auf dem mancher berühmte Mime der alten Schule gesessen; rechts die Häusergruppe mit der Demel'schen Hofzuckerbäckerei und dem Kunstladen und anschließend daran das hohe Fachwerkfenster der Hofburg, auf dem sich das schiefe Ziegeldach aufbaute. Es war ein harmonisches Bild Alt-Wien, das mit der neuen Stadt innig verwaschen schien. Und doch! Wie rasch ist es anders geworden. Wer heute, vom Graben kommend, dem neuen Burghor zuschreitet, dem bietet sich ein neues Bild voll Kaiserreide Pracht und künstlerischem Glanze. Die Sonnenstrahlen fallen auf eine mächtige vergoldete Kuppel, von der die Blitze nach der allegorischen Gruppe fliegen, welche, auf hoher Antika thronend, die herrliche Fagade krönt. Die Hauptgruppe stellt die Weltbeherrschung dar und ist von mächtigen Berggipfeln umgeben. In den Säulengruppen, welche das Giebeltrage tragen, gleitet der Blick herab zu dem mächtigen Burghortheater, das in einer Breite von 20 und in einer Höhe von 45 Fuß sich als ein Meisterwerk der Kunstschlosserei darstellt, und weiter zu den vier imposanten Hauptgruppen am Portal. Die aus der Hercules-Mythe entlehnten Darstellungen bringen in allgemeinen Zügen den Sieg des guten über das böse Prinzip zum Ausdruck. Die Gruppen: „Hercules erlegt die Hydra“ von Ebmann und Hoffmann, „Hercules befreit Hesione“ von Johann Schirpe, „Hercules entseilt Prometheus“ von Joseph Kar und endlich „Hercules bringt den Erber aus der Unterwelt“ von Anton Wagner bilden zugleich Pendant zu den im inneren Burghortheater stehenden Herculesgruppen. Den Abschluß bildet der äußere Figurenschmuck durch zwei in Gedächtnis angebrachte Monumentalbräusen von Hellmer und Weyr, welche die Herrschergeleit zur See und zu Lande darstellen und erst im kommenden Jahre zur Aufstellung gelangen. Vordäufig sind erst die Beden aus rothem Marmor fertiggestellt.

Wohl noch reicher als die Fagade ist der Innenraum des Burghors. Fast aus jeder Ritze und Ecke grüßt den Beschauer ein monumentales Bildwerk. Vor Allem aber verdient der 177 Fuß hohe Kuppelbau gebührend zu werden. Der Innenraum, welcher sich auf acht Pfeilern aufbaut, trägt in den Pfeilern zwischen reichem Stucco-Decorations, welche im Charakter des Baues gehalten, meist kriegerische und militärische Embleme darstellt. Die mächtige Kuppel hat einen Durchmesser von 79 Fuß und bis zum inneren Kuppelkranz eine Höhe von 101 Fuß. Rechts vom Hauptempfang ist noch ein historisches Stück der alten Burg erhalten, das vorhin erwähnte Fachwerkfenster und das Einlaßthor des alten Burghors. Aus der schmälern Thür ist freilich ein breites Fenster gemorden, aber der ornamentale Schmuck der alten Eingangstür ist geblieben. Rechts thront die Larve über der Posaune, der Geige und den anderen Emblemen des Theaters — wie in altergehoener Zeit. Der übrige monumentale Schmuck theilt sich in drei Gruppen, deren erste auf Ruhmesblätter aus der Geschichte des Hauses Habsburg hinweist. Die zweite Gruppe bringt in allegorischer Darstellung die Wahlsprüche jener Monarchen, unter deren Herrschaft die Burg ausgebaut wurde, und die dritte dieser Gruppen veranschaulicht die Pflichten der Herrscher und die Aufgaben des Volkes dem Herrscher gegenüber.

Unüberlegt. „Wir haben diesmal einen furchtbar heißen Sommer!“

Herr: „Allerdings; aber Sie werden sich erinnern, der Sommer im Jahre 1850 war noch viel heißer!“

Dame (entrückt): „Mein Herr, das verbitte ich mir!“

In Gedanken. Der Geschichts-Professor Müller will mit einem Collegen, der die Telephon-Kammer 1808 hat, telephonisch Rücksprache nehmen. „Bitte“, ruft er, ganz von dem Stoffe beherzigt, über den er eben nachgedacht, „1806 — Sch! a ch! bei Jena!“

Schreit. „Nun, wie geht es heute mit dem Herzklopfen Ihrer Tochter?“

„Alles noch, lieber Doctor — Er hat heute Morgen um 11 angehalten!“